



Fortsetzung von Seite 47

«Bei einer Frau im selben Alter . . .»

Wird intrigiert beim Kampf um Filme?
Bujès: Ich werde wütend, wenn uns ein Film weggeschnappt und er dann schlecht behandelt wird. Das heisst, wenn er in einem Randprogramm placiert wird. Das macht mich sauer. Damit meine ich nicht Seraina. Aber die Filmemacher lernen daraus und kommen das nächste Mal vielleicht eher wieder zu uns.

Wäre es denkbar, dass Sie, Frau Rohrer, sich dann auch einmal sagen: Okay, Emilie liegt dieser oder jener Film so sehr am Herzen – ich verzichte?

Rohrer: Nein. (Beide lachen laut.) So kann man nicht überlegen. Ich überlege für den Film, wann er wo am besten hinpasst. Aber ich würde nie sagen: Ich gebe diesen Film jetzt dir, weil du ja noch nett bist – nein, never ever.

Wie war der erste Eindruck, als Sie sich getroffen haben?

Bujès: Man wirft Frauen ja oft vor, dass sie sich wie Männer benehmen, sobald sie an der Macht sind. Es ist für mich ein absurder Vorwurf. Seraina ist einfach natürlich und stark, ohne dass man irgendetwas auf sie projizieren müsste.
Rohrer: Ich erlebte Emilie zuerst als Moderatorin eines Gesprächs in Nyon und dachte: Wow, diese Frau kann etwas, die ist präsent, sie hat eine Meinung, sie fragt und ist interessiert. Ich erinnere mich, wie jemand sagte: «Sie ist sicher eine Muse, zur Inspiration.» (Emilie lacht.) Und ich antwortete: «Are you nuts, or what?» Frauen auf Musen zu reduzieren, das geht gar nicht. Frauen arbeiten genau gleich mit wie Männer. Darauf wollte ich Emilie unbedingt kennenlernen.

Warum?

Rohrer: Es gibt nicht viele Frauen in dieser Branche, da schaut man aufmerksamer hin, weil das immer auch eine Vergleichsfolie ist.

Verschärft das die Rivalität eher noch, oder macht es die Beziehung einfacher?

«Wir könnten uns auch streiten, ohne dass es zu seltsamen Gefühlen führte. Es gibt zwischen uns nichts Verstecktes oder Unehrlisches.»

Emilie Bujès
 Direktorin des Filmfestivals Visions du Réel

Rohrer: Ich sehe genauer hin bei einer Frau im selben Alter. Das ist mir näher, ich vergleiche mit mir selbst. Ich beobachte, wie Emilie moderiert, wie sie präsentiert und spricht. Gleichzeitig ist die Solidarität mit ihr stärker, weil wir eben Frauen im selben Alter sind.

Sie sind 40 und 37. Wäre es für die Beziehung einfacher, Frau Rohrer, wenn Emilie ein 60-jähriger Filmdirektor wäre?

Rohrer: Nein. Von denen hat es genügend. Im Gegenteil: Für mich gab es lange einen Generationensprung zu anderen Festivalleitern. Das hat mich gestört. Ich war in der Generation und im Geschlecht eine Aussenseiterin. Deshalb finde ich es toll, wenn es je länger, je durchmischer ist und mit dir nun eine Frau mittleren Alters ein Festival leitet.
Bujès: Wenn ich mit einem 50-, 60-jährigen Mann spreche, gibt es manchmal ein Gefälle, ein Ungleichgewicht. Diese Erfahrung mache ich. Man muss sich erst beweisen, erst dann wird man auf Augenhöhe wahrgenommen.

Rohrer: Das kenne ich vom Anfang meiner Direktion auch. Gerade, weil mein Vorgänger während 23 Jahren die Filmfestivals leitete. Und dann kommt eine 33-Jährige wie ich. Nach zwei Jahren war es weg. Ich habe das Gefühl überhaupt nicht mehr, dass ich mich bewei-

sen muss. Bei dir hat das sicher damit zu tun, dass du am Anfang deiner Leitung stehst.

Gibt es einen Austausch, von Frau zu Frau oder von Mutter zu Mutter? Frau Rohrer, Sie haben einen 20-jährigen Sohn, Ihr Sohn, Frau Bujès, ist 2 Jahre alt.

Rohrer: Wir haben unterschiedliche Probleme mit unseren Kindern. (lacht)

Also, über solche Dinge reden Sie nicht? Über die Vereinbarkeit von Karriere und Kind zum Beispiel?

Rohrer: Nein. Ich würde mich hüten, je einer Mutter irgendwelche Tipps zu geben. Das finde ich grauenvoll. Wir haben andere Dinge zu besprechen. Wir reden über Filme, Filmschaffende, Kultur.

Bujès: Unsere Festivals sind ein so grosser und wichtiger Teil unseres Lebens, und wenn es dann schon mal jemanden wie Seraina gibt, mit der ich über das reden kann, dann will ich nicht mit ihr über Kinder reden. Frauen, mit denen ich über Kinder und Familie reden kann, gibt es viele.

Kennen Sie Ihre Familien gegenseitig?

Rohrer: Ich kenne deinen Mann.

Bujès: Ah ja? Kann sein.

Rohrer: Weil er auch in der Filmbranche tätig ist. Aber du kennst meinen Mann nicht, er ist Meteorologe. Vielleicht hast du ihn schon an einem Festival gesehen. Aber nein, Männer, Kinder, das ist kein Thema. Wir haben den Film.

Die Filmfestival-Direktorinnen

Seraina Rohrer leitet seit 2011 die Solothurner Filmfestivals, die Werkschau des Schweizer Films, die im Januar stattfindet. Die 40-Jährige lebt mit ihrem Partner in Zürich und hat einen 20-jährigen Sohn.

Emilie Bujès ist Direktorin des Dokumentarfilmfestivals Visions du Réel in Nyon, das sie im April zum ersten Mal leitet. Davor arbeitete die 37-Jährige u. a. als Ausstellungskuratorin in Genf. Mit ihrem Mann hat sie einen 2-jährigen Sohn.

«Ich erkannte mich in ihm wieder»

Die Herzchirurgen Thierry Carrel und Christoph Huber waren einst Lehrer und Schüler. Am Anfang sorgte der eine für Unruhe. Heute leiten beide eine Klinik.

Herr Carrel, Sie haben Christoph Huber als jungen Assistenten ausgebildet. Was war Ihr erster Eindruck, hatten Sie gleich das Gefühl, aus Herrn Huber werde einmal etwas?

Thierry Carrel: Ich sage es ganz offen: Am Anfang war Christoph fast zu ambitioniert. Er war sehr ehrgeizig und voller Tatendrang. Er stach als Assistent hervor, man musste ihm nichts zweimal sagen. Manche Kollegen in der Klinik waren sicher etwas brüskiert und fanden, man sollte ihn bremsen.

Haben Sie mitbekommen, dass Sie diesen Ruf haben, Herr Huber?

Christoph Huber: Ja. Und doch ist es ungewohnt, das jetzt so zu hören.

Carrel: Als Assistent ist es üblich, zuerst einmal den Betrieb kennenzulernen, bevor man Gas gibt. Du hattest nicht viel Geduld. Weisst du noch?

Huber: Du sagtest, so schnell gehe das alles nicht, es gebe andere Mitarbeiter, mit denen Ausbildungspläne vereinbart seien und die vor mir an die Reihe kämen. Das machte mich nicht glücklich, aber ich musste es respektieren.

Verstanden Sie sein Vorpreschen, oder fanden Sie ihn einen ungeduldigen Schnösel, Herr Carrel?

Carrel: Als junger Oberarzt hatte ich ja dasselbe erlebt und erkannte mich in ihm wieder. Als Chefarzt gefiel mir sein Eifer nur bedingt, weil so jemand natürlich auch Unruhe auslöst. Aber ich kann niemandem verbieten, die Nacht in der

Bibliothek zu verbringen, weil er eine Arbeit fertig schreiben will. Und später fällt sein Erfolg ja auf die Klinik zurück. Als dann eine Stelle am Universitätsspital Lausanne frei wurde, riet ich Christoph, diese anzunehmen. Damit konnte er schneller vorwärtskommen. Ich verlor ihn aber nie aus den Augen.

Huber: Ich erinnere mich, wie wir zusammen vor deinem Computer sass und schauten, was es für mich für Optionen gibt: ich, ein Assistenzarzt, neben dir, dem Chefarzt.

Fühlten Sie sich als junger Arzt auch etwas auserwählt von Thierry Carrel?

Huber: Thierry war der Chef, der für mich gewisse Weichen gestellt und so meine Karriere mitermöglicht hat. Ohne ihn wäre ich letztes Jahr nicht Direktor der Klinik für Herz- und Gefässchirurgie am Universitätsspital in Genf geworden. Ich erinnere mich gut, als du mir gesagt hast: «Wenn du nach Genf willst, dann versuche es. Ich unterstütze dich in allem.» Dafür bin ich dir sehr dankbar.

Hat Sie der Name Thierry Carrel nie eingeschüchtert?

Huber: Nein. Mich beeindruckt Autorität nicht. Und doch war Professor Carrel immer ein Vorbild. Während meiner Zeit an der Insel erstellte ich eine Checkliste und nannte sie Chefarzt-Checks.

Carrel: Das wusste ich nicht.
Huber: Darauf stand zum Beispiel die Frage: Was kontrolliert der Chef bei seinen Mitarbeitern? Ich dachte, wenn



Damals wollte der Assistenzarzt so werden wie sein Chef, später assistierte der Chef auch mal seinem ehemaligen Untergebenen: Herzchirurgen Christoph Huber (l.) und Thierry Carrel.

ich dann vielleicht einmal Chefarzt bin, könnte mir das helfen.

Herr Carrel, Sie sagten vorher, Sie hätten sich in Herrn Huber erkannt. Wo gleichen Sie sich charakterlich, was sind Herzchirurgen für Typen?

Carrel: Ein Herzchirurg soll belastbar sein und Ausdauer zeigen, denn er kämpft um Menschenleben, er muss die angespanntesten Situationen im OP ertragen. Wenn die Hauptschlagader platzt, haben Sie wenig Zeit, um die Klemme am richtigen Ort zu setzen, sonst sehen Sie den Patienten vor Ihren Augen ausbluten. Oder Sie kämpfen um das Leben eines Kindes, während die Eltern draussen warten. Das bedeutet totalen Stress.

Wie wirkt sich das auf Ihr Selbstbild aus? Fördert das den Narzissmus?

Huber: Nein. Diese Verantwortung, dass der Patient sein Leben in unsere Hände legt, lehrt im Gegenteil Bescheidenheit, im Beruf wie im Privaten.

Carrel: Und Demut.

Was bedeutet das Herz für Sie?

Carrel: Das Herz hat für den Menschen eine grosse symbolische Bedeutung. Als Herzchirurg haben Sie nach einem Eingriff schnell eine Quittung für Ihre Arbeit: Das Herz schlägt gut, oder nicht. **Huber:** Ich wollte schon während des Gymnasiums Herzchirurg werden. Das Herz ist ein Wunder. Der Moment ist unbeschreiblich, wenn es im Brustkorb eines Patienten wieder zu schlagen beginnt. Das Herz vor einer Transplantation ist ganz weiss. Sobald es eingepflanzt ist, wird es rosig wie eine Weihnachtsgeschichte. Es beginnt sich zu bewegen, und man steht da und staunt. Ich bete regelmässig und bedanke mich für meine Arbeit. Sogar während einer Operation, wenn mir etwas Schwieriges gelingt.

Auch Sie sind gläubig, Herr Carrel. Verstehen Sie sich auch deshalb so gut?

Carrel: Es ist mehr eine Sache der persönlichen Einstellung als eine des Glaubens. Ich habe ein humanistisches Gymnasium in Freiburg besucht, und der Draht zum Menschen war mir immer wichtig.

Verbindet Sie eine Freundschaft?

Carrel: Ja. Für einen ehemaligen Chef ist das etwas vom Schönsten.

Wie hat sich das über die Jahre entwickelt, vom Chef zum Freund?

Huber: Nach und nach, von Jahr zu Jahr. **Carrel:** Ich bin nicht mehr dein Chef. Du bist jetzt gleichgestellt. Schon als du bei uns zum Leitenden Arzt wurdest und dieselbe Verantwortung trugst, waren wir enger. Ich wollte nicht mehr einfach von oben herab nur Befehle erteilen.

Wie oft hören Sie sich noch, seit Herr Huber in Genf ist?

Carrel: Am Anfang war das sicher noch öfters. Etwa, wenn mich Christoph bei einem Problem in der Klinik um Rat fragte. Wir werden uns aber auch privat wiedersehen. Das ist nicht selbstverständlich, jeder hat genug zu tun. So

«Ich bin nur mit den Leitenden Ärzten per Du. Vielleicht hast du gefunden, ich hätte dir das Du etwas spät angeboten, Christoph?»

Thierry Carrel
Herzchirurg in Bern

habe ich leider dein neues Zuhause in Genf noch gar nicht gesehen.

Herr Carrel, jetzt haben Sie einen Toparzt ausgebildet, den Sie persönlich auch noch gut mögen – und dann müssen Sie ihn ziehen lassen. Fuchst Sie das nicht?

Carrel: Irgendwann habe ich Mitarbeitende, die jünger und flinker sind und vielleicht mehr Geduld haben. Ich habe immer sehr viel Wert auf die Ausbildung

gelegt. Das bedingt, dass ich damit leben muss, dass die Besten unsere Klinik irgendeinmal verlassen.

Man hört sonst vor allem von Rivalitäten zwischen den Herzkliniken. Beim Druck heute, auch in der Medizin wirtschaftlich zu sein: Kämpfen Ihre Kliniken um dieselben Patienten?

Carrel: Diese Rivalitäten werden oft von den Medien hochgeschaukelt. Bern und Genf sind zudem zu weit voneinander entfernt, als dass wir uns bei der Rekrutierung von Patienten in die Quere kämen.

Huber: Ich habe auch schon einen Patienten von Genf nach Bern überwiesen, weil das Inselspital für jene eher komplizierte Operation besser eingerichtet war. Ich schätze es sehr, Thierry bei Fragen jederzeit anrufen zu können. Man sollte die Kernkompetenzen anderer Kliniken nutzen und über den eigenen Schatten springen.

Ist es unter Herzchirurgen üblich, dass man eine solche Beziehung pflegt wie Sie beide?

Carrel: Wenn ich ehrlich bin, leider nein. Einzelne Kollegen, die unsere Klinik verlassen haben, möchten sich nicht mehr mit uns austauschen. Ich finde das sehr schade. Da ist im Vergleich das Verhältnis zu dir, Christoph, unverkrampt. Und jedem, der mich fragt, würde ich sagen, ohne dass es auf mich zurückstrahlt: Christoph Huber in Genf ist super.

Haben Sie sich eigentlich von Anfang an geduzt?

Carrel: Nein. Das hat aber nichts mit hierarchischem Denken zu tun. Ich wuchs in einer Familie auf, die diesbezüglich sicher etwas konservativ war. In manchen Kliniken duzen sich alle, vom Chef bis zum Assistenten. Ich bin nur mit den Leitenden Ärzten per Du. Vielleicht hast du gefunden, ich hätte dir das Du etwas spät angeboten?

Huber: Nein, ich finde das gut, man redet dann anders miteinander. Das Siezen ist Ausdruck eines gewissen Respekts, und zwar gegenseitig. In meiner Klinik sagen wir den Vornamen, aber man siezt sich, so wie in Frankreich. In der Schweiz gilt es zwar als lässig und cool, allen Du zu sagen. Das braucht es aber nicht, um

«Thierry war immer ein Vorbild. Während meiner Zeit an der Insel erstellte ich eine Chefarzt-Checkliste, falls ich einmal Chefarzt würde.»

Christoph Huber
Herzchirurg in Genf

alle ins selbe Boot zu holen und ein Zusammengehörigkeitsgefühl zu schaffen.

Herr Carrel, wäre dieses freundschaftliche Verhältnis zu Marko Turina möglich gewesen, der lange ein geachteter und gefürchteter Herzchirurg in Zürich war und bei dem Sie ausgebildet wurden?

Carrel: Herr Turina war sehr streng, aber immer auch korrekt. Vor 25 Jahren herrschte eine andere Stimmung in den Spitälern, so what! Es gab wenige Möglichkeiten für den persönlichen Kontakt zum Chef, man trank nicht so schnell einen Kaffee zusammen. Heute haben wir ein freundschaftliches Verhältnis.

Haben Sie sich in der gemeinsamen Zeit in Bern auch einmal gegenseitig Trost gespendet, wenn bei einer Operation etwas schief lief, Herr Huber?

Huber: Trösten ist zu viel gesagt. Aber man redet schon über schwierige Situationen.

Carrel: Als Chef ist es wichtig, einem Mitarbeiter zu sagen: Das ist mir auch passiert, und es könnte wieder vorkommen. Niemand soll das allein durchstehen. Als Chef stelle ich mich auch vor einen verantwortlichen Mitarbeiter und rede manchmal mit den Angehörigen.

Huber: Für einen Klinikdirektor ist der Tod eines Patienten genauso belastend.

Das Debriefing macht man dann aber eher abends zu Hause mit seiner Frau.

Gibt es gemeinsame Momente im OP, die Sie nie vergessen werden?

Huber: Als ich kaum angefangen hatte in Bern, wurde ein Patient eingeliefert, dessen Hauptschlagader zerrissen war. Wir mussten mitten in der Nacht notoperieren. Es gab zusätzliche Komplikationen, ein Loch in einer der Klappen, und so rief ich Thierry an, der sich kurz darauf einfand. Er stellte sich auf die Assistentenseite und assistierte mir während der ganzen Operation. Das war wunderbar und er einer meiner besten Assistenten, die ich je hatte. (Beide lachen.)

Carrel: Es ist anstrengender, zu assistieren, als selber zu operieren, weil man alles im Gegenlicht sieht, man muss sich viel mehr hinüberbeugen, um denselben Blickwinkel zu haben. Auch braucht es viel Geduld, einem jungen Assistenten- oder Oberarzt zuzuschauen. Aber das ist normal, obwohl ich manchmal am liebsten die Instrumente an mich nehmen und fertigmachen möchte.

Huber: Du warst immer unglaublich geduldig. Bei einer anderen Operation hast du einen kontrollierenden Blick in den Brustkorb geworfen und gesehen, dass eine Kanüle nicht richtig lag. Da langtest du kurzerhand hinein und drehst sie um (er macht mit der Hand eine zupackende Bewegung). War das peinlich! **Carrel:** Das war der sogenannte Chefgriff.

Die Herzchirurgen

Thierry Carrel ist seit 1999 Direktor der Herz- und Gefässklinik am Inselspital in Bern. Er arbeitet zudem an der Hirnlandklinik in Aarau in einem Teilpensum. Der 57-Jährige, der über 12 000 Eingriffe durchgeführt hat, hat eine erwachsene Tochter und ist in zweiter Ehe verheiratet.

Christoph Huber ist seit 2016 Chefarzt und Direktor der Herz- und Gefässklinik am Universitätsspital Genf (HUG). Der gebürtige Thuner wurde von Thierry Carrel am Inselspital Bern ausgebildet, wo er auch Oberarzt und Leitender Arzt war. Der 47-Jährige ist verheiratet und Vater von 13-jährigen Zwillingstöchtern.